

Briefe.

Am 30. September 34.

Liebe Kameraden!

Als ich im Januar 1928 Deutschland mit dem Voratz verließ, mir in Südwestafrika eine Existenz als Farmer zu begründen, machte ich es mir zur Vorbedingung, das Land in allen Teilen in seiner Farmwirtschaftsart kennen zu lernen, um dann auf Grund der gemachten Erfahrung mich zu einem günstigen Farmobjekt für mich zu entschließen.

Annähernd 7 Jahre sind nun seit meiner ersten Ausreise verstrichen, die beiden letzten Jahre brachten mir endlich die Selbständigkeit. Mein Ziel hatte ich somit erreicht. —

Wenn ich nun heute an die Kameradschaft von Wilhelmshof schreibe, so möchte ich mich nicht in großen Ausführungen oder in Einzelheiten verlieren, sondern in kurzen Strichen von meinen Erfahrungen in Südwest berichten, was für den jüngeren Kameraden, der dasselbe Ziel im Auge hat, von Bedeutung ist.

Der Neuankömmling, jedenfalls der Wisenhäuser, muß das Bestreben haben, sich hier in Südwest ein selbständiges Arbeitsfeld als Farmer zu suchen, wo ihm auch die Möglichkeit gegeben ist, sich je nach seinen Befähigungen zum Farmer zu entwickeln. Neben dem erforderlichen Anfangskapital ist das größte Kapital die Erfahrung, die man in der Arbeit sowohl wie im Umgang mit seinen Mitmenschen erst hier erwirbt und auf die man seine Existenz in allererster Linie aufbaut. —

„Viel hören und wenig sagen“, soll sich der Anfänger zum Grundsatz machen. Der Vorteil der jüngeren Generation in einem Neulande ist der Weiteraufbau auf den Erfahrungen der Älteren. Diese Erfahrung können wir nur durch fleißige Mitarbeit als Lehrling oder Angestellter auf einem mittleren Farmbetrieb erwerben, der Großfarmbetrieb ermöglicht es dem jungen Anfänger aus betriebswirtschaftlichen Gründen nicht, sich in allen vorkommenden Arbeiten zu üben, denn — jeder fängt klein an.

Der Farmer in Südwest muß, unabhängig vom Handwerker, jede Arbeit selbst verrichten und dem Eingeborenen etwas vormachen können, wenn er sich den Respekt sichern will. — Der Weiße ist der Arbeiter und der Schwarze der Handlanger. — Kostspielige Angestellte kann sich der Farmer nicht leisten, denn sonst halten die Forderungen nicht mit den Leistungen Schritt. Ausnahmen bestätigen die Regel.

Auf die Frage, wie sind die Aussichten in Südwestafrika für den Neuling, da kommt es natürlich auf die Einstellung und auf die Arbeitsauffassung des Einzelnen an. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. — An dieser Stelle will ich nicht mit Phrasen kommen, wie beispielsweise, das Vieh will auch am Sonntag fressen und besorgt werden. Der Farmer fragt nicht ob Wochentag oder Sonntag — die Arbeit wird genommen, wie sie kommt. Derlei bedarf hier keiner weiteren Erörterung. Ebenso wie es für den Untergebenen Richtlinien gibt, so gibt es auch solche für die Vorgesetzten!

Südwestafrika-Farmer ist ein Beruf, der einen ganzen Mann verlangt — ohne Nackenschläge geht es nicht ab —, er muß sich mit wenig begnügen und seine Pflicht tun von früh bis spät und nicht in Nebeninteressen verzetteln.

Nach 5 Jahren Erfahrung wollte ich der jüngeren Kameradschaft mal einen ausführlichen Gruß zukommen lassen, es blieb leider nur bei dem Vorsatz, da ich 1933 ein geeignetes Farmobjekt fand. Zuerst pachtete ich und dann erwarb ich die Farm — in kritischer Zeit —, doch kaum hatte die Uebertragung stattgefunden, setzte die Regenzeit 1933/34 ein, die S.W.A. vor einer wirtschaftlichen Katastrophe bewahrte.

Roebersfarm liegt 6 Meilen von der Station Okoputa, an der Nordbahn, die Hauptpads führen in der Nähe der Farm vorbei, was die Wirtschaft begünstigt.

Eine gute Wasserstelle in einem Dolinenstrich, der auf unterirdische Wasserbehälter hindeutet und wo gute Wasseradern zusammenkommen, war für mich beim Erwerb der Farm entscheidend. —

Annähernd 2 Jahre schwerer Aufbauarbeit liegen nun hinter mir, um die gute Wasseranlage entstanden nach und nach gute Kraalanlagen, ein Garten und ein Haus.

Die gute Weide nach dem guten Regenjahr wirkte sich auf den Viehstock günstig aus. Nun zum Viehstock einer Farm: Für den Farmer ist das Vieh das Kapital, mit dem er arbeitet und auf das er sein ganzes Interesse konzentrieren muß. — Um dieses lebende Kapital nun zu pflegen, bedarf es dauernder Ueberwachung, so daß man in begrenztem Maße auch hier sagen kann, das Auge des Farmers macht das Vieh fett — der Regen nicht zu vergessen. Unser Dozent, Herr Dr. Schäle, prägte uns den Satz ein: „Vorbeugen ist besser als heilen“, wer danach handelt, der bleibt vor manchem Verlust bewahrt.

Das Land habe ich in vielen Teilen als Volontär und als Angestellter kennengelernt. — Ich habe mich zum Norden entschlossen, die Farm liegt 34 Meilen nordöstlich von Otjinarongo. Die Erfahrung und der Fortschritt drängen manche Uebel des Nordens zurück, denn das Gute der Nordseite bleibt der Regen, mit dem wir doch immer bis zu einem gewissen Maß rechnen können.

Außerdem ist die Vielseitigkeit der Betriebsform von Bedeutung. Die Haltung von Groß- und Kleinvieh bringt Erfolg und der Ackerbau auf Regen ist in guten Jahren lohnend.

Mangelnden Nährstoff im Futter, besonders in schlechten Jahren, können wir ersetzen durch Zufutter chemischer Zusammensetzung, jedoch gegen Futtermangel kann sich der Farmer wenig schützen und das sogenannte „Trecken“ der Farmer im Süden und in der Mitte wie im Nordwesten beginnt; wo in vielen Fällen der jahrelang gehütete Viehstock wieder zurückgeht und der Farmer fängt wieder von vorne an. — Alle Berechnungen haben hier im Grunde getäuscht, aber wie aus der Einsicht in Regentabellen seit 1900 hervorgeht, ist es ein dauerndes auf und ab im Spielraum von etwa 10 Jahren. —

Daraus sollte der Farmer lernen, nicht überstocken, nicht die Quantität sondern die Qualität ist entscheidend. Das Qualitätsmilchvieh bringt dem Farmer die Bareinnahme. — Die Qualitätsschafe sind die hochgekreuzten Karakullschafe, die hier jedenfalls am widerstandsfähigsten sind und auch in Fellen die besten Preise erzielen, unter besonderer Berücksichtigung des guten Rassematerials

Wir wollen hoffen, daß noch mancher tüchtige junge Deutsche aus dem neuen Deutschland der Zucht und der Ordnung den Weg nach hier findet. Auch hier können wir unserem deutschen Namen durch Arbeit in dem Ruf erhalten, wie er ihn genießen muß.

Mit kameradschaftlichem Gruß
und „Heil Hitler!“

Erich Roeber.

The Baths, den 16. September 34

Lieber Kamerad!

Als Aeußerung eines gleichen Gemeinschaftsgefühls stehen im letzten „Kulturpionier“ unsere Briefe, die sich beide mit der Beziehung der D.A.S. zum neuen Reich befassen. Beiden ist die Geistesverbindung mit unserem alten Sabarius gemeinsam und doch stehen sie im Widerspruch zueinander. Ich fühle mich daher gezwungen, Ihren Brief zu beantworten. Nicht so sehr, um meinen Standpunkt zu verteidigen oder weil der Inhalt Ihres Briefes den des meinen abschwächen könnte, sondern weil die Sache, um die es sich handelt, es erfordert.

Der Widerspruch der beiden Briefe im K. P. hat seine Ursache in einer Folgefalschheit des Ihren, die besonders deutlich erscheint in der Behauptung, daß überseeische Kolonisation die eigent-

liche sei, und ferner darin, daß Sie ein Festhalten am alten Ausbildungsziel der D.K.S. nur deswegen fordern, weil trotz des Verlustes unsrer Schutzgebiete die Zahl der D.K.Ser gewachsen sei und auch „drüben“ untergekommen sei; also nur aus einem rein äußerlichen Grunde.

Wenn man bei biologisch=organischer Betrachtung vom Gedanken der Rasse und dem Ideal des deutschen Bauern ausgeht, kann man zu gar keinem anderen Schlusse kommen, als daß die überseeische Kolonisation nicht die eigentliche ist, denn sie würde für das neue, überseeische Bauerntum Trennung vom Mutterboden bedeuten, und eine Angewöhnung an die neue, vor allem klimatisch andere Lage, würde eine Charakteränderung herbeiführen, die nicht unbedingt in Degeneration, wohl aber in gänzlicher Entfremdung vom Muttervolke enden muß. Im Bauern lebt und wirkt (unbewußt) gesundes Rassefühlen am stärksten, das ihn zurückhält, in Gebiete zu ziehen, wo seiner Rasse Gefahr droht: die Massenauswanderung unseres Volkes hatte für Millionen eine Richtung in Gebiete, die klimatisch der Heimat mehr oder weniger gleichen.

Aus der Erkenntnis von der Unvereinbarkeit des Rassegedankens und des Ideals des Bauern mit dem Gedanken überseeischer Kolonisation ergibt sich selbstverständlich für jeden denkenden Kameraden die Frage nach dem Zweck der D.K.S. Und da die Maßnahmen Darrés — die Sie mit dem ungeschönen Worte „Reagrarisierung“ bezeichnen — nicht etwa erste Notmaßnahmen sind, sondern erste Schritte einer gänzlichen und grundsätzlichen Umstellung in Richtung auf das Bauernreich, erweitert sich die Frage für die D.K.S. zur Frage ihres Bestandes überhaupt. Ändert sie ihr Ausbildungsziel nicht, bringt sie es nicht in Einklang mit den Forderungen lebendigen Bauerntums, dann hat sie ihre Daseinsberechtigung verloren. Aus den in meinem Briefe im K.P. ausgedrückten Gedanken dürfte mit Leichtigkeit die für die D.K.S. notwendig gewordene Umstellung abzuleiten sein.

Aus der Gegenüberstellung des Ausspruchs des Führers: „Ich würde nicht das Leben eines einzigen Deutschen fordern, um irgendeine Kolonie zu erlangen“ mit dem, daß der letzte Mann zur Verteidigung des Heimatbodens bereit sei, ergibt sich ganz offenbar, daß die nationalsozialistische Politik als Bauernpolitik folgerichtig auf Kolonien nicht aus Zwang verzichtet, sondern aus grundsätzlicher Erkenntnis. Das hat nichts zu tun mit der Selbstverständlichkeit unserer Forderung auf Rückgabe unserer Schutzgebiete, die uns auf Grund der entehrenden Kolonialschuldfrage genommen sind, und es hat ebensowenig zu tun mit der zur Zeit noch bestehenden Notwendigkeit eines nach Afrika „verlängerten“ Deutschlands zur Rohstoff- und Genußmittelversorgung. Darüber sollte sich in erster Linie jeder D.K.Ser klar sein, daß seine Aufgabe weder ist, als Vorkämpfer einer Ueberseekolonisation als der einzig wahren zu leben, noch viel weniger aber als Kulturpionier unter fremden Völkern zu deren Nutz zu dienen. Der Begriff

„Kulturpionier“ sollte ganz schwinden — auch als Name unserer Zeitschrift — denn er entspringt liberalistischem Denken von einer Uebernationalität der Kultur. Kultur ist aber rassistisch und völkisch bedingt; es ist daher ein Unsinn, anderen Völkern und Rassen unsere Kultur als Pionier bringen zu wollen.

Die künftige Aufgabe des Kolonialwirts ist; in der Heimat: Mithilfe an der Stärkung des Bauerntums und innere Verbreitung für die einmal kommende Erweiterung unseres Lebensraumes in Europa; über See: Sammlung und Festigung des bestehenden Auslandsdeutschtums und seine Einschaltung in's wirtschaftliche, kulturelle, politische und völkische Leben des Muttervolkes, Leitung von Betrieben, in denen Rohstoffe und Genußmittel von Eingeborenen erzeugt werden in einem der deutschen Volkswirtschaft angegliederten Ueberseegebiet.

Nach Ihrem Vorschlage würde die Ergänzung der Innen- und Außenkolonisation weiter nichts bedeuten, als die Fortsetzung der Vorkriegspolitik mit anderem Vorzeichen. Und darin gerade besteht die größte Gefahr für unser Volk und die Bewegung, daß wegen der allgemeinen Unklarheit über koloniale Dinge einer heute maulenden Reaktion die letzte große Gelegenheit gelassen ist, in verhängnisvoller Weise in die Lenkung der Geschicke unseres Volkes einzudringen. Diese Gefahr schwindet, sobald das Ziel klar erkannt ist. Solange aber die Möglichkeit besteht, mit kolonialen Dingen eine Politik zu treiben, als sei in Deutschland nichts geschehen, als sei nur rein äußerlich die Flagge gewechselt, solange besteht auch für die Bewegung die so große Gefahr, gänzlich von ihrer Richtung und Bedeutung abgedrängt zu werden. Ein neuer Geist aber ist es, der die neue Flagge führt. Sie aber verpflichtet uns, diesem Geiste ganz zu leben.

Mit kameradschaftlichem Gruß und Heil Hitler!

Ihr

Wolfgang Delfs-Fritz.

Egenburg b/.Kirchheim bei Würzburg, den 16. Oktober 1934.

Liebe alte Kameraden!

Wenn ich im „Kulturpionier“ das Anschriften-Verzeichnis durchlese und darin die vielen bekannten Namen finde, besonders von solchen Herren, die mir einst näher standen, kommt mir immer der Gedanke: Du solltest Jedem einmal einen Gruß senden.

Da dies aber kaum möglich ist, jedem Einzelnen zu schreiben, soll nun dieser Brief im Kulturpionier von mir ein Lebenszeichen geben und erzählen, wo ich bin und wie es mir ergeht.

Als ich am 1. Januar 1920 meine Stellung in Wilhelmshof aufgab, verzog ich mit meiner Familie nach der alten Heimat, wo ich das Hofgut Egenburg käuflich erwarb und wo ich nun nahezu 15 Jahre bin.

Wenn mich das Schicksal wiederholt im Leben an einen Platz stellte, wo es galt, heruntergewirtschaftete Betriebe wieder hochzubringen, ich erinnere nur an die Rittergüter Stöckey und Neuhoff, so war in besonderem Maße hier die Aufgabe zugefallen, ein im vollen Sinn des Wortes gemißhandeltes Gut in Ordnung zu bringen. Es würde zu weit führen, im Einzelnen die Zustände des Gutes, sowohl in Bezug auf Gebäude, als auch den total verwahrlosten Feldbau zu beschreiben. Aber Erfahrung, Mut und Hoffnung kamen mir zu Hilfe und mußten das mir gänzlich fehlende Kapital teilweise ersetzen. Mit einer Geduld und Fähigkeit, welche für einen Kulturpionier, der Neuland gewinnen will, erste Bedingung ist, mußte auch hier geschafft werden.

Der Erfolg blieb nicht aus, und heute, nach 15 Jahren, leistet der Hof etwa die 4fachen Erträge, sowohl im Feldbau, als auch in der Viehhaltung. Vielleicht interessieren den einen oder anderen Kameraden auch folgende nähere Angaben:

Der Hof ist 150 ha groß, davon 30 ha Wald. Der Boden ist vorherrschend Lehm und Muschelkalk, durchlässig, und läßt alle Früchte gut gedeihen. Der Viehstand umfaßt: 30 Milchkühe, 10 Rinder, 2-4 Zugochsen, 10 Pferde, eine gute Schweinezucht und vor allem steht hier in voller Blüte eine staatlich anerkannte Stammherde des Württbg. Landschafes, welche Zuchtböcke nach allen Gegenden Deutschlands, vereinzelt auch nach Uebersee liefert.

Dankbar blicke ich zurück auf all das Geschaffene, und obwohl nun 60 Jahre alt, betreue ich noch immer mit der mir angestammten Liebe zum Boden und allen Tieren, nicht zuletzt auch zu meinen Mitarbeitern, den ganzen Hof, dessen Erträge noch immer gesteigert werden können.

In all meinem Streben und Schaffen steht mir meine noch immer rüstige Frau, sowie die herangewachsenen Kinder treu zur Seite, verbunden wie ich mit der heimatischen Scholle und bestrebt, im Sinn und Geist des dritten Reiches für Volk und Vaterland Arbeit und Brot zu schaffen.

Wie geht es nun Ihnen allen, ihr lieben „jungen“ Kameraden von damals? Wie habt Ihr den Lebenskampf bestanden, wie den Platz behauptet, an welchen Euch das Schicksal gestellt, wieviel erreicht, wieviel wohl auch manchmal verloren? Mit 1000 Masten schiffet Ihr damals aus, oftmals vielleicht auch mit viel unnötigem Ballast im Lebenskahn, auch mit vielen Idealen und frohen Hoffnungen, was ist Euch geblieben? Ist

Euch trotz vieler Fehlschläge und Enttäuschungen doch noch etwas verblieben von dem in Wilhelmshof, besonders von Fabarius so sehr betonten und gepflegten inneren Werten, Idealen und dem Gottesglauben? Ich hoffe und wünsche es von jedem Einzelnen, daß er mehr und mehr es erkennt, wie ich selbst es Jahr um Jahr deutlicher innerlich erlebe: All unser Schaffen hat erst dann bleibenden Wert und Sinn, wenn es auch Ewigkeitswerte in sich schließt!

In diesem Sinne bitte ich herzliche Grüße entgegennehmen zu wollen

von Ihrem alten Kameraden

Joh. Hunsinger nebst Familie.

Frau Else Buchacker, die viele Jahre als Hausdame der DKSt angehörte, die manchen Kameraden mütterlich betreute, vor allem die Kranken, und die mit treu sorgender Hand den A. H. ein schönes Heim bereitet hat, hat sich zur wohlverdienten Ruhe gesetzt. Wir werden immer in Dankbarkeit an sie zurückdenken. Sie hofft auch noch manches Mal von den Kameraden zu hören. Ihre Anschrift ist: **Frau Else Buchacker, Bochum-Harpen.**

Berichtigung.

In der letzten Ausgabe des Kulturpioniers ist auf Seite 54 im Brief zum Fabariustag von Hansjörg Suchon vorletzter Absatz, 4. Zeile das Zitat aus dem Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ falsch wiedergegeben worden. Es muß heißen „ein besserer Morgen tagt“.
